

Gastkolumne

Was Carl Spitteler auch noch sagte

Der Nobelpreisträger erklärte 1914 in einer berühmten Rede, was für ihn zur Neutralität gehört: eine leise, bescheidene Aussenpolitik



Paul Widmer

Vor hundert Jahren erhielt Carl Spitteler den Nobelpreis für Literatur. Daran erinnerten in einem Festakt in Liestal mehrere Persönlichkeiten, auch Bundesrat Alain Berset. Spitteler feiern? Das ist nicht selbstverständlich. Man kennt ihn kaum noch und liest ihn sowieso nicht mehr. Nur eine Rede bleibt im Gedächtnis haften. Am 14. Dezember 1914 rüttelte er vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft in Zürich das Publikum auf. «Unser Schweizer Standpunkt», wie er die Rede nannte, wirkte weit über den Anlass hinaus - und machte den ehemals in Deutschland und Frankreich gefeierten zu einem Verfeindeten.

Was sagte Spitteler in seiner Ansprache? Er forderte mehr eidgenössischen Zusammenhalt. Denn der Bundesstaat war gespalten wie noch nie. Statt vor der eigenen Haustür zu kehren und sich um einen Ausgleich im Innern zu kümmern, fieberten die meisten Deutschschweizer mit den Deutschen, die Welschen dagegen mit den Franzosen.

Spitteler zögerte lange, ehe er sich dem Auftrag unterzog. Er wusste, was auf dem Spiel stand: sein Ruf. Er musste mit einer Ächtung in Deutschland rechnen. So war es schon Ferdinand Hodler ergangen, als er gegen die Bombardierung der Kathedrale von Reims protestiert hatte. So erging es auch ihm. Prompt traf ihn der Bannstrahl aus

Berlin, als er die Parteinahme der Deutschschweizer heftig kritisierte. Und in der Schweiz? Im alemannischen Teil verschrien ihn viele als Marionette der Entente, in der Westschweiz hingegen vernahm man seine Rede mit Erleichterung. Aber niemand hätte dort den Mut aufgebracht, es ihm gleichzutun. Die Neue Helvetische Gesellschaft fand keinen Redner, der - wie beabsichtigt - den Romands ihren Spiegel vorgehalten hätte.

Spitteler sagte auch Wegweisendes zur Neutralität. Dieses Privileg verpflichtet. Gerade weil sich die Schweiz aus einem Krieg heraushalten darf, muss sie allen Nationen gegenüber aufgeschlossen und gerecht sein. Sie darf die Belgier und die Serben nicht durch die Linsen fremder Kriegspropaganda beurteilen. Sie muss ihren eigenen ethischen Anforderungen genügen.

So weit, so gut. Das wurde in den Ansprachen gewürdigt. Doch Spitteler sagte auch anderes. Er nahm nicht nur den innenpolitischen Zank aufs Korn, er verurteilte auch übertriebenes aussenpolitisches Sendungsbewusstsein. Davon sprach niemand.

Wie sah es denn damals aus? Ganz ähnlich wie heute. Blenden wir den historischen Kontext ein. Es wimmelte von Friedensaktivisten. Professoren und Pfarrer zogen ihre Friedenspläne aus der Schublade, Schulklassen bestimmten den Bundesrat, die Sozialdemokraten und der Verband für Frauenstimmrecht forderten: Um Himmels Willen, tut etwas Tapferes in Bern, verhandelt, vermittelt.

Da spielte Spitteler nicht mit. Im Gegenteil. Er legte seinen Landsleuten ans Herz, bescheiden zu sein. Den Idealisten, die von einer grossen Rolle der Schweiz auf der Weltbühne träumten, rief er zu: «Und da wir doch einmal von Bescheidenheit sprechen, eine



Spitteler hat für seine Rede einen hohen Preis bezahlt. Der Nobelpreis war eine späte Genugtuung, vielleicht auch eine Auszeichnung seines Mutes.

schüchterne Bitte: Die patriotischen Phantasien von einer vorbildlichen (oder schiedsrichterlichen) Mission der Schweiz bitte möglichst leise.»

Man spürt hier die Gedankenwelt von Jacob Burckhardt, Spittelers Lehrer am Basler Pädagogium. Wie dieser war er der Ansicht, Neutralität vertrage sich schlecht mit aussenpolitischer Geltungssucht. Die Weltpolitik überlasse man ruhig den Grossmächten. Die Schweiz kümmere sich gescheit um ihre eigene Ordnung. Nicht mit einem mächtigen, sondern mit einem freiheitlichen Staatswesen müsse sie überzeugen. Das sei ihre Bestimmung.

Damit spricht Spitteler die beiden grundsätzlichen Seiten der Neutralität an: das Abseitsstehen und das Zeugnisabgeben. Ein Neutraler darf in einem Konflikt nicht Partei ergreifen, auch nicht sich aufdrängen. Er muss abseitsstehen. Aber er muss auch jenen Grundsätzen nachleben, die seine neutrale Haltung erst rechtfertigen. Er darf nichts unternehmen, was die Beendigung eines Konflikts erschwert. Vielmehr muss er den Friedensprozess mit den ihm eigenen Mitteln erleichtern. Die Schweiz versucht seit 150 Jahren, das Privileg der Neutralität zweifach zu kompensieren: auf humanitärer Ebene mit einem besonderen Engagement für Kriegsoffer, auf diplomatischer Ebene mit Schutzmandatmandaten.

Spitteler hatte für seine mutige Rede einen hohen Preis bezahlt. Die Verleihung des Nobelpreises für das Jahr 1919 war eine späte Genugtuung, vielleicht auch eine Auszeichnung seines Mutes. Denn unterdessen hatte die Entente über die Mittelmächte gesiegt.

Paul Widmer war Diplomat und lehrte an der Uni St. Gallen internationale Beziehungen.



Medienkritik

Die Demokratie retten in 15 Minuten



Stephan Klapproth

So hat sich Mark Zuckerberg einen Poltergeist nicht vorgestellt. Die Frau, die dem mächtigsten Milchgesicht des Universums nachstellt, kommt im rot-schwarzen Blümchenkleid auf die TED-Talk-Bühne. Jugendliche 49, offenes blondes Haar und der mild-strenge Tonfall der Primarlehrerin, die man sich immer gewünscht hat: So hält Carole Cadwalladr ihren Vortrag «Facebooks Rolle beim Brexit und die Bedrohung der Demokratie». Die Silicon-Valley-Barone in der ersten Reihe hätten sich derweil eine andere Rednerin an der Kulturkonferenz der Digitalgötter gewünscht.

Too late. Die Facebook-Führung hatte zwar Einblick ins Manuskript verlangt und fiebrig nach Faktenfehlern gesucht. Aber dort vorne stand die derzeit hartnäckigste Journalistin der Welt. Die Pulitzerpreis-Finalistin hat aufgedeckt, wie die Zauberlehrlinge der Firma Cambridge Analytica mit Daten von Millionen Facebook-Usern die Trump-Wahl und die Brexit-Abstimmung beeinflussten. Und die Britin schwieg auch nicht, als milliarden-schwere Brexit-Financiers ihr mit Millionenklagen drohten und auf Twitter raunten, in Russland würde sie «sich nicht so vollmundig zu äussern trauen».

So akribisch zeichnete Carole Cadwalladr im «Observer» nach, wer beim Brexit welche Wahlgesetze brach, dass eine Unterhaus-Kommission auf den Plan trat. Doch die anderen Medien inklusive BBC blieben weitgehend still. Darum machte sie aus ihrer mehrjährigen Recherche jetzt eine 15-minütige Brandrede für die Demokratie. Zu Beginn sei ihr die Luft weggeblieben, schrieb sie danach. Doch atemberaubend bleibt, wie sie den Social-Media-Machthabern an den Kopf wirft: «Democracy is broken, and you broke it.» Nach dem tosenden Applaus habe ihr ein Zuschauer gesagt: «Die TED-Konferenz ist der Tempel von Zuckerberg und Co., und du hast ihnen auf den Altar gekackt.» Herunterladen lohnt sich, *no shit*.

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

49 Prozent

Pubertät hoch zwei



Patrick Imhasly

Angefangen hat es mit beharrlichem Zwickeln im Rücken. Diagnose: Arthrose im zweiten Lendenwirbel wegen altersbedingter Abnutzung. Bald darauf waren die Arme zu kurz, um noch ein Buch lesen zu können, und ich musste das Feriengeld der Familie in eine Gleitsichtbrille investieren. Heute wachsen die Haare an den Augenbrauen rasend schnell, andernorts fallen sie aus. Die zwei Kilogramm zu viel auf den Hüften sind nicht mehr wegzukriegen. Ich brauche die Woche über genügend Schlaf. Habe ich am Vorabend zwei Bier über den Durst getrunken, fühle ich mich wie ein ausgewrungener Bodenlappen.

Aber jetzt, da die «NZZ am Sonntag» in einer Serie über die «zweite Pubertät»

schreibt - also darüber, wie sich Menschen in der vermeintlichen Midlife-Krise neu erfinden und erst so richtig aufblühen - wird für mich alles besser. In diesen Tagen ist mir bewusst geworden, dass meine Probleme mit dem Altern knapp nach 50 nichts anderes sind als Geburtsschmerzen beim Aufbruch in ein neues Leben. Die Karten werden wieder gemischt - fortan ist alles möglich. Womit sich allerdings bisher noch kein Experte beschäftigt hat: Wie geht man damit um, wenn in einer Familie nicht nur der Vater seine zweite Pubertät durchmacht, sondern zur gleichen Zeit der ältere Sohn seine erste Pubertät erlebt? Das ist eine Gemengelage mit Sprengkraft, wie derzeit in unserer Familie zu erleben ist.

Der Kopf dreht sich. Weil das Gehirn im Alter weniger durchblutet wird und die Zahl der Hirnzellen abnimmt, lässt mein Kurzzeitgedächtnis nach. Wenn ich mir beim Telefonieren den Namen eines Gesprächspartners nicht zu Beginn notiere, habe ich ihn am Ende der Unterhaltung oft vergessen. Auch hat sich mein Denken bereits verlangsamt, was sich dabei zeigt, dass ich in den sogenannten Idiotentests meiner Kinder nicht

besonders gut abschneide. Diese gehen zum Beispiel so: Auf einem Baum hat es zwanzig Vögel, ein Jäger schießt einen herunter, wie viele bleiben übrig? Aber auch im Gehirn meines 13-jährigen Sohnes geht es drunter und drüber. In der ersten Pubertät werden im Gehirn nicht benötigte Nervenverbindungen aussortiert und neue geknüpft. Solche Umbauarbeiten könnten ein Grund für das bisweilen irrationale Verhalten Jugendlicher sein - und auch erklären, warum mein Sohn manchmal wie ein Zombie am Tisch sitzt und keinen geraden Satz über die Lippen bringt.

Die Hormone spielen verrückt. Bei meinem älteren Sohn schießt der Testosteronspiegel gerade steil nach oben. Wenn er sich wegen mir ärgert und sich dann vor mir aufpflanzt, darf ich auf gar keinen Fall an der Spirale drehen, sondern muss mir überlegen, wie ich die Situation einigermaßen elegant deeskalieren kann. Bei mir passiert so ziemlich das Gegenteil: Das langsame Absinken meines Testosteronspiegels manifestiert sich darin, dass ich mich selbst von kitschigen Liebeskomödien zu Tränen rühren lasse. Nicht einmal meine Frau kann das immer nachvollziehen.



Heute wachsen die Haare an den Augenbrauen rasend schnell, andernorts fallen sie aus.

Gewissheiten lösen sich auf. Im Umgang mit meinem grossen Sohn bin etwas verunsichert. Liebesbezeugungen erhalte ich nicht mehr gratis und franko, sondern nach Lust und Laune. Kontrollieren lässt er sich immer weniger. Aber er selbst hat es ja auch nicht leicht. Sich klar zu werden, was er kann und was er will, seinen Weg in die Gesellschaft zu finden, ist eine Herkulesaufgabe, die ihn stresst und um die ich ihn nicht beneide.

Mein älterer Sohn und ich sitzen im gleichen Boot und bilden eine Art Schicksalsgemeinschaft. Das schafft Nähe und Vertrauen, ist aber auch gefährlich, weil unsere Reise in eine andere Richtung geht. Er muss das Leben ausprobieren, ich meines aussortieren. Ich habe mir vorgenommen, ihn auf seinem Weg nach Kräften zu unterstützen, ohne aber seine Befindlichkeit oder die seines Bruders zum Sinn meines neuen Lebens nach 50 zu machen. Umgekehrt muss er kein Mitleid mit mir haben, sollte ich in der nächsten Zeit wieder einmal rührselig werden.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».